

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 149.

Berlin, Donnerstag den 12. Dezember

1844.

### Frankreich.

#### Die Erziehung der Taubstummen in Paris.

Wenn man die Menschheit im Großen betrachtet, so sieht man, daß die Variationen des Nervensystems, die sich im Thierreich überhaupt finden, bei ihr im Kleinen wiederkehren. Wie wir auf einer ganzen Stufe der zoologischen Reihe einen Sinn verschwinden sehen, während ein anderer ihn in seinen Functionen ersetzt, so daß hier das Gehör vorherrscht, dort das Gesicht, und daß das Gesicht immer an Schärfe gewinnt, was das Gehör verliert, so sind die natürlichen Fehler in der Menschengattung nur Verschiedenheiten, deren sich die Natur bedient, um einen Sinn durch den Mangel eines anderen zu seiner höchsten Ausbildung kommen zu lassen. So wäre also der Taubstumme wie der Blindgeborene eine zur Vollständigkeit des Menschentypus notwendige Varietät.

Hat die Erziehung der Taubstummen nach dem kühnen Ausdruck des Abbé Sicard die Aufgabe, ihm eine Seele zu bilden? Nein, die Taubheit hebt die geistigen Fähigkeiten nicht auf. Sie wirkt bloß nach außen; indem sie den Taubstummen der vornehmsten Communicationsmittel mit der Außenwelt, des Gehörs und der Sprache, beraubt, hemmt sie in ihm alle Entwicklungen, die aus dem Umgang mit der Gesellschaft entspringen. Der Taubstumme ist, wie man gesagt hat, das Kind der Natur: umgeben von Einsamkeit und Schweigen, empfängt er fast alle seine Lehren von der äußeren Welt; die Phänomene des Lichtes, der Bewegung, der Vegetation sind die ersten Lehrer, die ihm von der Existenz der Welt und seinen Beziehungen zu den erschaffenen Wesen erzählen. Die Kindheit ist der Schlaf der Vernunft, ein Schlaf, der bei den unerbogenen Taubstummen lange über das Ziel hinaus fortbauert, welches die Natur ihm gesetzt hat; ja, er kann das ganze Leben umfassen, wenn nicht eine starke und geschickte Hand es übernimmt, den Schleier zu heben.

Gewöhnlich glaubt man, die Sprache der Taubstummen bestehe darin, daß sie die Buchstaben, aus denen die Worte der Sprache bestehen, mit den Fingern einzeln in der Luft nachbilden. Dem ist jedoch nicht so. \*) Vielmehr ist diese Sprache ein Komplex von nachahmenden Zeichen, welche die Gestalt der Gegenstände, ihre eigenthümliche Art, zu seyn, oder ihre Beziehungen zu einer Idee darstellen. So wie die taubstummen Jünglinge zum ersten Male einen Fremden sehen, so bemerken sie alsbald in seiner Haltung, seiner Person oder seiner Kleidung ein eigenthümliches Merkmal, das sie bezeichnen, und dieses Zeichen wird sofort für Alle der mimische Eigenname dieses Individuums. Alle Lehrer der Pariser Taubstummen-Anstalt haben nach und nach solche bildliche Namen bekommen: man bezeichnete den Abbé Sicard, indem man den Kopf auf die rechte Schulter neigte, Herrn Massieu durch die Bewegung der Hand, welche das zerstreute Haar in Ordnung bringt, Herrn Berthier, indem man den Zeigefinger quer über den Mund legte, Herrn Puybonnieux, indem man eine Nadel, die er am Busen trug, mit dem Finger nachahmte. Die Natur liefert der Sprache der Taubstummen die vorzüglichsten Elemente: will der Lehrer einen Hund bezeichnen, so ahmt er mit der Hand die Geberde nach, womit man dieses Thier zu sich heranzockt. Soll eine Kuh bezeichnet werden, so macht man erst das Zeichen, das der Kuh und dem Ochsen gemeinsam ist (indem man die Lage der Hörner andeutet), und dann fügt man das Zeichen des Melkens hinzu. Diese Fähigkeit des Menschen, von einem Gegenstand oder Thier das hervorspringendste Merkmal abzusondern und es dadurch allein zu bezeichnen, ist das Mittel, das der Taubstumme fortwährend anwendet, um den Gebrauch oder das Geschlecht der Dinge anzudeuten; die Weibchen der Vögel z. B. werden durch ein Ei und das Zeichen des Brütens ausgedrückt. Es begegnet zuweilen den Taubstummen, daß sie eine Bezeichnung und daher auch die Geberde, die sie ausdrückt, verallgemeinern; in der Pariser Anstalt bezeichnet man noch zuweilen das Masculinum durch einen Männerhut und das Femininum durch eine Haube; so werden eine Bank, ein Tisch originell genug mit einem Geschlecht bekleidet. Diese Methode, alle Gegenstände durch ein von ihren äußeren Merkmalen, ihrem Gebrauch oder ihrer Ähnlichkeit mit etwas Anderem hergenommenes Zeichen darzustellen, nähert sich sehr dem, was wir auf den Denkmälern des alten Aegyptens gezeichnet sehen: es ist die Hieroglyphe auf die Geberden der Hand angewendet. Diese Zeichensprache ist sehr geeignet, dem Geist der Kinder

lebendige und treffende Bilder von den Dingen einzuprägen; daher haben auch die meisten erzogenen Taubstummen einen orientalischen Zug in den Ideen und in der Art, sie zu schreiben.

Die Zahl der Zeichen scheint auf den ersten Anblick unberechenbar; doch wenn man in den Mechanismus der Sprache der Taubstummen tiefer eindringt, so sieht man, daß es mit ihren Zeichen wie mit den Buchstaben unseres Alphabets ist, welche, obwohl nur 24 an der Zahl, durch ihre unzähligen Combinationen alle Ideen ausdrücken können. Das Spiel der Physiognomie beleuchtet fortwährend die Natur der Geberde; während der Taubstumme gestikulirt, nimmt sein Gesicht allmählig die Miene des Zweifels, der Gleichgültigkeit, der Verehrung, der Furcht oder der Drohung an. Wenn ich das höchste Wesen bezeichnen will, so werde ich nach dem Himmel zeigen und diese Geberde mit einem Ausdruck der Anbetung und Ehrfurcht begleiten; wenn ich dagegen das Zirkament bezeichnen will, so werde ich dabei mein Gesicht unbeweglich halten. Wenn der Taubstumme den Begriff des Verteidigers darstellen will, so breitet er mit der Miene des Schutzes die Arme aus: die Geberde giebt ein Bild der Handlung und das belebte Gesicht deutet auf das Gefühl, das sie begleitet. Diese stumme Sprache hat ihre Berechtigung: es ist unmöglich, die Taubstummen mit einander sprechen zu sehen, ohne von dem dramatischen Charakter ihrer Erzählungen überrascht zu werden; es fehlt ihnen nicht einmal das Wort; denn die Geberde, durch die Bewegung der Physiognomie belebt, ist ein wahres mimisches Wort, das eben so verständlich wird als das gesprochene. Der Abbé de l'Épée ließ seine Schüler Fabeln von Lafontaine pantomimisch recitiren, welche von den Zuhörern vollkommen verstanden wurden. Die Sprache der Taubstummen hat die Pantomime der Alten wieder ins Leben gerufen; auch haben die Meisten dieser Geberdenspieler ein sehr zartes Urtheil über die Bewegungen der theatralischen Darstellung. Madame Mailbran ließ in eine Loge neben der Bühne Herrn Berthier, einen geborenen Taubstummen, kommen und änderte oft ihr Spiel nach den Bemerkungen dieses geschickten Lehrers. Neulich hat ein Jüngling der Pariser Anstalt mit vieler Treue die Rolle eines Taubstummen in einem Theaterstück des Herrn Comte gegeben. Man stellt sich gewöhnlich diese Zeichensprache als eine langsame und in ihren Mitteln sehr komplizirte vor; aber sie zeichnet sich gerade durch ihre Schnelligkeit aus. „Ihr Sprechenden“, sagte der taubstumme Desloges zu Jemanden, der sich ungünstig über die mimische Sprache äußerte, „ihr habt oft viel Mühe, Jemanden in Paris zu finden, selbst mit einer geschriebenen Adresse. Wenn ich dagegen einen meiner taubstummen Kameraden, der weder schreiben noch lesen kann, nach irgend einem Lokal in dieser großen Stadt, sey es Laden oder Hotel, im ersten oder fünften Stock, schicke, so wird er nie sein Ziel verfehlen, wenn ich nur ein einziges Mal das Lokal gesehen habe. Ich würde ihm die Adresse der Person mit viel weniger Zeichen angeben, als ich Worte brauchen würde, um sie zu schreiben.“ In der That ist die Geschwindigkeit des Telegraphen, dieser großen hölzernen Hand, die sich über unseren Köpfen in der Luft bewegt und mit so viel Schnelligkeit die Nachrichten fortplantzt, im Vergleich zur mimischen Action wie gelähmt. Denn außer dem Spiel der Finger hat der Taubstumme zur Mittheilung seiner Ideen den Magnetismus des Gesichts und der Augen, welche alle Bewegungen seiner Seele sofort sichtbar machen.

Die Geschichte dieser mimischen Sprache geht sehr hoch ins Alterthum hinauf: Cassiodor spricht von Leuten, deren beredte Hände, so zu sagen, eine Sprache an jeder Fingerspitze hatten, welche sprachen, während sie schwiegen, und eine ganze Geschichte erzählen konnten, ohne den Mund zu öffnen. Es ist bekannt, daß der berühmte Roscius sich vermaß, eine ganze Tirade aus einem tragischen Dichter in Geberden wiederzugeben. In neuerer Zeit sehen wir wieder die Pantomime der Alten bei der Stiftung des Trappisten-Ordens eine Rolle spielen; diese freiwilligen Taubstummen verständigen sich mit einander durch Zeichen. Diese Geberdensprache muß wohl auch die Ursprache der Menschen gewesen seyn; wir glauben zwar, daß das Menschengeschlecht redend geboren worden; doch muß man annehmen, daß im Anfang seine Stimme, auf eine kleine Zahl von artikulirten Tönen beschränkt, zu Geberden die Zuflucht nahm, um sich verständlich zu machen. Auch ist diese Sprache die erste, die uns in der Wiege zur Seite steht: die Mutter, die ihr Kind will sprechen lehren, verbindet immer die Namen mit den Gegenständen, indem sie durch einige Zeichen der Augen oder der Hand darauf hinzeigt. Es ist nur zu verwundern, daß die Entdeckung des Abbé de l'Épée so viel Jahrhunderte gebraucht hat, um ans Licht zu treten. Sehen wir nicht jeden Tag Leute, die sprechen, sich der Sprache der Taubstummen bedienen, wenn die übrige ihnen ausgeht? Auch bedienen wir uns ja immer beim Sprechen oratorischer Ge-

\*) Dies mag für Paris seine Wichtigkeit haben; in der hiesigen Taubstummen-Anstalt jedoch soll auch diese Art der Mittheilung allerdings üblich seyn.



berden; doch diese Geberden, die bei uns nur dem Worte zur Seite gehen, werden bei dem geborenen Taubstummen zum Hauptmittel, zur natürlichen Sprache. Alle taubstumme Kinder, die nach der Pariser Anstalt kommen, sind schon im Besitz gewisser Zeichen, durch welche sie ihre Bedürfnisse oder Gefühle ausdrücken. Es giebt keinen Taubstummen für seine Mutter; das Kind, das durch einen Naturfehler außer Stand gesetzt ist, mit anderen Menschen zu kommunizieren, findet immer das Mittel, sich mit seiner Familie zu verständigen. Vor den erworbenen Ideen hat der Mensch eine große Menge natürlicher Ideen in sich: diese letzteren sind es, die der Taubstumme gewissermaßen mit angeborenen Zeichen besetzt. Die Erziehung, indem sie neue Ideen schafft, veranlaßt auch die Erfindung neuer Zeichen. Es giebt also zwei Arten von Sprachen bei den Taubstummen, eine natürliche und eine gelernte: die letztere ist es, die den ersten Gegenstand ihres Unterrichts bildet. Das mimische, künstliche Wort hat seit seinem Erfinder, dem Abbe de l'Épée, einige Veränderungen erfahren. Dieser Priester hatte, als er seine Methode begründete, weniger die Absicht, den Taubstummen mit seinen Leidensbrüdern in Verkehr zu setzen, als ihn mit den Wahrheiten der Religion bekannt zu machen und ihm einen Begriff von Gott zu geben. Da er überdies redend geboren war, so konnte es nicht fehlen, daß die Gewohnheit, die wir Alle haben, in unserer Muttersprache zu denken, ihn die Geberden mehr nach den Worten als nach dem Sinn derselben bilden ließ. So entstellte der berühmte Lehrer zuweilen die Zeichensprache, um sie den Formen der französischen Sprache anzupassen; wollte er z. B. in Zeichen ausdrücken: „ich habe dies schon gefunden (j'ai trouvé cela beau)!“ so stellte er die Bewegungen einer Person dar, die etwas vom Boden aufhebt. Dies war offenbar eine verkehrte Uebersetzung; was in der Wort- oder Schriftsprache ein natürliches Bild ist, wird wunderbar und fast falsch in der Fingersprache. Sein Nachfolger, der Abbe Sicard, scheint auf die Zeichensprache keinen bedeutenden Einfluß ausgeübt zu haben. August Bébian war es vorbehalten, in diesem wichtigen Theil des Taubstummen-Unterrichts eine Revolution zu bewirken. Dieser junge, aufgeweckte Kreole erkannte, daß keine Sprache die Aufgabe haben könne, eine andere Sprache zu übersetzen, sondern Vorstellungen und Ideen auszudrücken. Daher bemühte er sich, den Gedanken der Worte und grammatikalischen Wendungen, in die ihn die Sprache hüllt, zu entkleiden, um ihn unmittelbar in Zeichen auszudrücken. Das Resultat seiner Bemühungen war bedeutend: die Arbeit, die er begonnen, setzt sich in den Händen seiner Nachfolger fort. Diese Arbeit besteht darin, die Geberdensprache mehr und mehr von jeder Vermischung mit den Wortsprachen zu befreien; diese Unabhängigkeit war nothwendig, um die Mimographie zu der Rolle zu führen, die ihr in Zukunft gebührt. Der Entwurf einer universellen Sprache, in welchem die Philosophen, Leibnitz selbst, mehr einen schönen Traum als eine Wirklichkeit sahen, ist dadurch in seinen ersten Umrissen realisiert. So lange der Pariser Taubstumme mit seinen Fingern Französisch, der Berliner Deutsch, der Petersburger Russisch spricht, findet keine Verbindung zwischen den Taubstummen der verschiedenen Länder statt; sobald aber die Zeichensprache ganz das Seyn wird, was sie seyn muß, ein Ausdruck der Vorstellungen durch Geberden, dann ist die kosmopolitische Sprache, das Mittel allgemeiner Verständigung, gefunden. Wir sind nicht zu weit von diesem Resultat entfernt: neulich fanden ein Lehrer aus Newyork und einer aus Paris (von denen der Eine kein Französisch, der Andere kein Englisch wußte) in der Zeichensprache das Mittel, sich alle ihre Ideen mitzutheilen. „Da sind wir mit einem Male Taubstumme geworden“, sagten sie sich gegenseitig. Man mußte in der That in diesem Fall taubstumm oder wenigstens Lehrer von Taubstummen seyn, um zu sprechen. Man kann es also kühn aussprechen, die universelle Sprache existirt; es ist nur noch nöthig, in den Volksschulen Lehrer für diese Sprache anzustellen, Lectionen in Geberden und Bewegungen zu geben, damit der Traum der Philosophie eine Wahrheit werde. Es bleibt noch übrig, diese mimische Sprache auf dem Papier zu fixiren. Bébian und nach ihm die Herren Vertier und Eugène de Montglave haben dies versucht: eine solche Aufgabe ist nicht leicht; um sie zu lösen, müßte man zu den ältesten Quellen der Hieroglyphenschrift hinaufsteigen. Wenn man übrigens bedenkt, daß alle Tonsprachen sich nur im langsamen Lauf der Jahrhunderte entwickeln, so muß der Grad der Vollkommenheit, den schon die Sprache der Taubstummen erreicht hat, da sie kaum eine achtzigjährige Existenz zählt, Bewunderung erregen.

Vor dem Abbe de l'Épée glaubte man, das Wort sey für die Uebung des Denkens unentbehrlich. Als Condillac mehrere Male, ohne sich zu erkennen zu geben, den Lectionen des berühmten Lehrers beigewohnt hatte, sagte er überrascht: „Dieser Mann giebt seinen Schülern Ideen jeder Art und, ich wage es zu sagen, exaktere und präcisere Ideen als die, welche man gewöhnlich mit Hilfe des Gehörs erlangt.“ In der That scheinen die Zöglinge der Klasse des Herrn Puybonnieux aufmerksamer und gründlicher unterrichtet, als die meisten Kinder unserer Schulen. Allerdings geht die Entwicklung der Geistesfähigkeiten bei dem Taubstummen langsamer vor sich, wegen der Hindernisse, die man zu überwinden hat, ehe der Unterricht bei ihm Eingang finden kann; aber wenn er im Allgemeinen weniger Dinge weiß als der Sprechende, so hat er das, was er weiß, besser inne. Die meisten Kinder unserer Schulen gewöhnen sich, nur mit dem Gedächtnis zu denken; sie lernen Worte auswendig; das Wort wird für sie eine Maske, in welche ihr Geist ganz aufgeht. Wenn noch die Phrasen, die sie unaufhörlich hersagen, für sie die lebendige Darstellung einer Idee wären! aber die Gewohnheit, die sie mehr und mehr annehmen, sich mit dem Wort zu begnügen, hebt zuletzt die Fähigkeit, selbst zu denken, in diesen jungen Köpfen auf. Alle diese Wunderkinder, die ihren Geist in der Sprache haben, würden sehr einfältig erscheinen, wenn die Natur sie auf einmal taubstumm machte. Sie kennen Alles aus den Empfindungen

der Anderen, ehe sie selbst etwas empfunden haben; sie sehen gewissermaßen mit den Augen, die ihnen das Wort schafft, finden schön, was man ihnen als schön bezeichnet hat, und unterwerfen alle ihre Eindrücke der Sprache. Wenn, wie Jean Jacques Rousseau behauptet, die Art, wie man die Ideen bildet, dem Geist einen Charakter giebt, so wird ein Kind, das seine Ideen nach Erfahrungen bildet, die es nicht selbst gemacht hat, sondern von Anderen aussprechen hörte, nie ein origineller Geist seyn. Und doch sind die Kenntnisse, auf welche die Zöglinge unserer Schulen so stolz sind, auf so oberflächlichen Grundlagen gebaut; daher stürzt auch bei der geringsten Erschütterung das ganze Gebäude zusammen, und die Frucht des Unterrichts verschwindet. Der junge Taubstumme verfährt anders, er sieht Alles mit den Augen, die ihm die Natur geschaffen; da er während der ersten Jahre seiner Kindheit auf seine eigenen Erfahrungen und Empfindungen beschränkt ist, so sucht er sie mit einander zu vergleichen; da er weder sprechen noch hören kann, beobachtet er. Die Nothwendigkeit, in der er sich befindet, jedem Gegenstand ein hervorragendes Merkmal zu entnehmen, um daraus seine Sprache zu bilden, zwingt ihn später, die Natur genau zu beobachten, nach seinen Eindrücken zu urtheilen und beständig die Idee mit dem Zeichen zu verbinden. Die Zeichen setzen in der That die Kenntniß nicht bloß der Gegenstände, sondern auch ihrer Beziehung zum Menschen voraus; da sie überdies die Gegenstände so malen, wie sie sind, so prägen sie dem Gehirn das treue Bild derselben ein und müssen zu einem guten Hülfsmittel für das Gedächtnis dienen. Es ließe sich vielleicht eine nützliche Vergleichung anstellen zwischen dem Zustand der taubstummen Kinder in den Schulen und dem der Sprechenden; an den Taubstummen könnte man die allmähliche Entwicklung unserer Fähigkeiten beobachten. Aus diesem Studium würde vielleicht ein vernünftigeres System der Erziehung hervorgehen. Der Unterricht der Taubstummen ist verhältnismäßig vorgeschrittener als der andere, hauptsächlich weil man bei ihnen genöthigt war, die Methode auf natürliche Thatsachen zu begründen. Die Anwendung der Methode der Taubstummen auf die gewöhnlichen Kinder würde diese letzteren nicht der mit dem mündlichen Wort verbundenen Vortheile berauben, aber die jungen Zöglinge würden dadurch mit den Phänomenen und Beziehungen der äußeren Welt näher vertraut werden, ehe sie in die Welt der Ideen und grammatikalischen Abstractionen eingeführt würden. Die Sinne sind bei dem Kinde Boten, welchen Gott das Amt gegeben, das Bild der Gegenstände beständig der Seele zuzuführen; indem man die Erziehung nicht nach den keimenden Kräften und Fähigkeiten dieser kleinen Wesen abmisst, schafft man durch das Wort in ihrem Gedächtnis eine künstliche Wissenschaft, die mit dem Alter verschwindet. Die Erziehung der Taubstummen, die von dem Bekannten zum Unbekannten fortgeht, von der Analyse der wahrnehmbaren Dinge zu den abstrakten Ideen, scheint uns die einzige zu seyn, welche bei dem Menschen die von der Natur angeordnete Reihe der Entwicklungen respektirt.

Der Abbe Sicard machte bei seinem Unterricht viel Gebrauch vom Zeichnen: ein Zögling trat ein, ohne einen Begriff von der Sprache zu haben; der Lehrer setzte ihn vor eine schwarze Tafel und zeichnete mit Kreide das Bild eines Stuhls; er verband zugleich durch eine Geberde das Bild mit dem Gegenstand, indem er dem Schüler das dargestellte Möbel zeigte. Dann schrieb er das Wort Stuhl und gab dem Kinde zu verstehen, daß die Schrift eine conventionelle Zeichnung ist, deren sich die Menschen bedienen, um sich gegenseitig zu verständigen. Der Taubstumme, von seiner Geburt an gewöhnt, jede Form scharf und bestimmt seinem Geiste einzuprägen, behält und ahmt nach, was er auf der Tafel geschrieben sieht. Noch heute zerlegen die Zöglinge der Anstalt nicht die Worte in die Buchstaben; für sie ist das Wort nur das Zeichen, das Bild der Gegenstände: die Geberdensprache dient der geschriebenen zum Uebergang. Hier ist nur eine Schwierigkeit, die uns nicht überwunden zu seyn scheint, nämlich, daß das geschriebene Zeichen nicht gleich die materielle Gestalt der Gegenstände, die es ausdrückt, den erstaunten Augen des Zöglings darstellt: ihm darauf mit August Bébian antworten, „daß alle Welt so thut, und daß man eben so thun muß“, heißt seine junge Vernunft früh daran gewöhnen, vor allen Vorurtheilen, die sie in der Welt herrschend findet, sich zu beugen. Besser wäre es, den Zögling auf die verborgene Beziehung zwischen der Schrift und dem Bilde des Gegenstandes aufmerksam zu machen; doch möchte es freilich schwer, wo nicht unmöglich seyn, eine solche Beziehung herauszufinden. (Schluß folgt.)

## Belgien.

### Blamische Dichter.

Von Louise von Ploennies.

J. A. de Laet.

(Schluß.)

Der Kreuzfahrer, ein größeres Gedicht de Laet's, behandelt eine Sage aus den Zeiten der Kreuzzüge, welche, wie alle niederländische Sagen, eine Zwillingeschwester der deutschen Sage ist. Die berühmte Liebesgeschichte des Grafen von Orléans ist darin auf flandrischen Boden, und zwar in die Stammburg Gallifort, verpflanzt, deren Trümmer bei den Wällen von Antwerpen zu sehen sind. Der erste Gesang: Blandina, schildert die angstvolle Erwartung einer jungen schönen Ritterfrau, welche die Ahnung hat, daß ihren Gemahl, der sie am Morgen verließ, ein Unglück betroffen. Alle Schilderungen de Laet's, sie mögen zart oder kräftig seyn, sind poetisch, nur leiden sie, wie alle niederländische Poesie, an zu großer Breite.

Im Schloß stand ein schönes Weib,  
Vorwärts gebeugt den edeln Leib,



Die weissen Hände bang verschlungen,  
Gleich wie von diesem Leid durchdrungen.  
Doch weinte sie und schloß nicht  
Im Schmerz, der alle Fesseln bricht;  
Sie schloß — des blauen Auges Schein  
War noch von bitteren Thränen rein,  
Noch nicht gefurcht die blasse Wang'  
Von ihrem heißen schweren Drang,  
Nicht angeschaut vom Purpurroth  
Des Schmerzes, aber sie war bleich,  
Wie Jene, die da ruhn im Tod,  
So ruhig, doch so schmerzreich.

Schön war dies regungslose Bild,  
Gleich der Madonna, ernst und mild,  
Wie von Eos oder Raphael  
Geschaffen sie mit Künstlerfecht.  
Das Haar, ein reich Geflecht von Gold,  
Auf ihre Schultern niederrollt,  
Die hohe Stirn schien, weiß und rein,  
Gesernt aus Alabasterstein.  
Bleich war die Wange, bleich der Mund,  
Darauf der Schmerz zu lesen stand,  
Doch ahnte man, wie hold der Zug  
Sie schmückt mit lichter Rosengluth,  
Sobald der Schatten weichen mag,  
Der Iheo düster auf ihr ruht.

Zimmer banger erwartet sie die Rückkehr ihres Gemahls,

Das Haupt, das sie so stolz sonst trägt,  
Sie horchend an die Erde legt;

da erkennt sie den Puffschlag seines Rosses.

Ja, ja, dort erscheint er! wie hab' ich gewacht,  
Gehet und gelitten um ihn diese Nacht.  
Ja, ja, dort erscheint er, mein Gatte, mein Freund,  
Mit dem mich die Liebe so feurig vereint.  
Er ist es! er ist es! vorbei ist der Schmerz,  
Nur wird dir der Friede, mein angstvolles Herz.  
Sein Ton bringt wie Gräße des Venus zu mir —  
Gott, laß in der Heimat der Liebe ihn hier!  
Sind Ritter genug ja und Heiden bereit  
Zu ziehn für den Glauben zum heiligen Streit.  
O, reiß ihn nicht von mir, du Liebender Gott,  
Bei ihm ist mein Leben, und Trennung mein Tod.  
Ich hör' ihn, ich seh' ihn, wie spornet er sein Ross,  
Schon küssen die Doggen, — er reitet ins Schloß —  
Da ist er! da ist er! die Braute fiel nieder,  
Dank, Dank dir, Allgütiger, du gibst ihn mir wieder!

Doch kaum hat sie ihn angeschaut,  
Noch kaum gehört der Stimme Laut,  
Da schreit sie auf in bangem Qual  
Und stürzt entsezt vor den Gemahl.  
Was hat Blaudinens Aug' gesehn,  
In ihrem Freund ein Leid gesehn?  
Nein, auf der Brust von dem Gemahl  
Hat auf des Panzers glattem Stahl  
Des Kreuzes Zeichen, roth wie Blut,  
Der Frau erschrockner Blick erkannt,  
Zum Kreuzzug ruft die heilige Gluth  
Ihn, fern von Lieb' und Vaterland.

Der dritte Gesang schildert den Gram der Trennung; der vierte, der Kampf, ist besonders gelungen; nach einer malerischen Schilderung der Wüste folgt eine Beschreibung des Kampfes zwischen den auf diesem Sandmeere zusammentreffenden Rittern und Arabern, dem jedoch durch ein plötzliches Wehen des furchtbaren Samum ein Ende gemacht wird. Wir setzen den Schluß des Gedichtes hierher:

Welche Macht hat die Barbaren,  
Welche Macht die Christenschaaren  
So gefaßt,  
Dass voll Jagen  
Alle jagen  
Lobherbläst?

Der Macht, davor Christen und Heiden verzagen,  
Kann keins widerstehn;  
Im Herzen, das jüngst noch am kühnsten geschlagen,  
Muß Kampflust vergehn.  
Ihr Ram' ist Samum, den kein Ritter bezwinget,  
Der Alles verheert,  
Seine Waffe die Wolke, die feurig umschlinget  
Und stammend verzehet.  
Horch! wie da wüthet und tobt der Samum,  
Es rollt sein Donner und wirbelt ringum  
Ein Sandmeer zum Himmel.  
Seine Wolke, ein feuriger Mantel voll Schreden,  
Darf hüllend den Azur des Himmels bedecken,  
Des Kampfes Gewimmel.

Den Rittern  
Dringt Zittern  
Durch Mord und Gebirn.  
Sie fühlen  
Durchwühlen  
Sich glühende Pein.  
Boll Grauen  
Sie schauen  
Nach Feinden nicht um,  
Verhüllend  
Und brüllend  
Fasst sie der Samum.

Unsonst ist die Eil, zu trägt, ach! war ihr Zug;  
Denn pfeilschnell kam der Wolke Feuerzug.

Der glühnde Sand, der aus ihr niederstob,  
Den stolzen Zug der Ritter schnell umwob;  
Nur eine einz'ge kurze Stund' nachher  
War in der ganzen weiten Wüsten  
Nicht eine Spur der schnellen Reiterei,  
Nicht eine Spur von Menschentritten mehr.

## England.

### Richard Lalor Sheil.

(Nach den Contemporary Portraits in der Britannia.)

Sheil nimmt unter den hervorragenden Geistern seines Landes einen hohen Rang ein und gilt für einen Mann, der als Redner die größten Triumphe gefeiert hat. Seine Rede ist glühend und glänzend, kräftig und schön, das Werk seines eigenen Geistes, nicht der Nachhall vorangegangener Muster, und hat gerührt und überzeugt, wen sie rühren und überzeugen wollte. Sheil ist eine der Hauptstützen Irlands und wird, wenn vielleicht eine nachfolgende Zeit das Verdikt gegen Irland zurücknimmt, unter denen genannt werden, die am meisten hierzu beigetragen haben. Ungleich so manchen englischen Rednern und Dichtern, die unser Jahrhundert zieren helfen, datirt Sheil seinen Ruhm aus einer verhältnismäßig neuen Zeit. Es ist noch nicht allzu lange her, daß man erst von ihm sagte, er erzeuge große Hoffnungen. Zwischen den Jahren 1816 und 1819 gab er zwei Trauerspiele, „Evadon“ und „der Apostat“, heraus, die mit Vergnügen gelesen und mit Erfolg gespielt wurden. Sie nahmen das Publikum sehr für den jungen Autor ein, der damals zweiundzwanzig Jahre zählte. Aber wie glänzende Ausichten ihm auch die neue Carrière eröffnete, war er doch weit entfernt, sie zu verfolgen.

Wenige Jahre genügten, um den Genius Sheil's in die ihm eigenthümliche Sphäre einzuweihen und ihm zugleich einen Wirkungskreis zu schaffen. Das Gewitter der katholischen Association zog sich damals zusammen. Aus kleinen, unbedeutenden Anfängen wurde diese Verbindung zu einem National-Berein und gewann, vermöge ihrer geschickten Organisation, bald einen unermeßlichen Einfluß. Die Führer der Verbindung zogen früh die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; Daniel O'Connell und Richard Lalor Sheil waren das Leben und die Seele derselben. Diese Männer boten in ihrer geistigen Entwicklung und besonders in der Art ihrer Beredsamkeit einen scharfen Kontrast dar, der sich schon bei der ersten Entstehung des Vereins klar herausstellte. O'Connell zeigte früh jene Neigung zum Regieren, jene Schonungslosigkeit gegen die persönlichen Gefühle seiner Gegner, jene juristisch schlaue Behandlung der constitutionellen Fragen, jene Klugheit in der Herbeischaffung der nöthigen Geldmittel für die Agitation, Eigenschaften, die seitdem in ihm zu Monsterfehlern herangewachsen sind. Mit seiner unbezwinglichen Energie, die den vielen, von ihr selbst hervorgerufenen Hindernissen trotz, mit seiner plumpen, aber nervigen Art, zu sprechen, die man nicht einmal Beredsamkeit nennen möchte, hat sich O'Connell einen hohen Platz unter den Zeitgenossen und die unumschränkte Herrschaft über die Gemüther seiner Landsleute erworben.

Auf der anderen Seite zeigten die Reden Sheil's solche Eleganz des Stils und athmeten eine so glühende Vaterlandsliebe, daß sie die Gleichgültigsten fesselten und die Feinde zur Bewunderung hinrissen. Die Freimüthigkeit seiner Sprache streifte freilich zuweilen an Aufwiegelung; denn an ihm — er ist 1794 geboren — haftete noch die Erinnerung an die wilde Zeit, die ihn groß gezogen hatte. Wenn ihn aber auch die Gluth des Augenblickes fortreißen konnte, so war sein Geist doch jeder Rohheit fremd, und die heftigsten Ausbrüche der Leidenschaft erhielten bei ihm durch den glänzenden Styl die Farbe der Bildung. Selbst seine freiesten Reden gegen England wurden durch den patriotischen Geist und den Adel der Sprache, von dem sie belebt waren, in England populär, denn vernünftige Männer ehren den Geist, woher er auch komme. Sogar Sheil's entschiedenste Gegner haben der Gewalt seiner Worte den schuldigen Tribut nicht verlagern können. Seine Reden waren nicht die eines gewöhnlichen Demagogen und hatten mehr Dauerndes und Künstlerisches, als die bloße Fertigkeit der Improvisation.

Einige Jahre verflossen, ehe die Engländer, die ihn bewunderten, Gelegenheit bekamen, ihn zu beurtheilen. Man kennt die Fortschritte der katholischen Association, ihre Unterdrückung, Wiederbelebung und ihren endlichen Triumph. Wollten wir Sheil's Carrière von 1823 bis 1829, dem Jahre der Emancipations-Bill, verfolgen, so müßten wir die ganze Geschichte der katholischen Frage aus jener Zeit wiederholen, denn Sheil war mit jedem Lebensmomente derselben identifizirt.

Als die Emancipations-Bill den römischen Katholiken die Thüren des Parlaments geöffnet hatte, säumten die Führer derselben nicht lange, das erworbene Recht zu benutzen. Sheil wurde, nachdem er 1830 bei der Bewerbung für die Grafschaft Louth durchgefallen war, im Jahre 1831 für Milborne Port gewählt. Man war in London äußerst gespannt, den Mann zu sehen und zu hören, dem ein so großer Ruf vorangegangen war, und fand, als man ihn kennen lernte, seine Persönlichkeit nicht weniger charakteristisch, als seine Reden. Ähnlich vielen geistreichen Männern, zeigt er einen kleinen und zarten Körperbau. Die Mängel seiner Gestalt, die zwar nicht disproportionirt, aber dennoch nicht ganz symmetrisch ist, werden verdeckt, wenn sein feilsenvoller Vortrag den Körper belebt und bewegt. Sein Kopf ist würdevoll, seine Stirn breit und intelligent; unter seinen starken Augenbrauen glänzt ein Auge, das stehend und rastlos ist, wenn sein Geist ruht, aber unbeschreiblich klar und tief, wenn er aufgeregt wird. Der Mund ist klein und spitz, und die Lippen, zuckend bei den Sarkasmen, zitternd, wenn die Rede donnert, sind rasche



Bundesgenossen seiner Worte. Seine Züge sind im Allgemeinen weich, nur unter dem Einflusse der Begeisterung werden sie ernst, ja heroisch. Uebrigens absorbiert in Sheil die intellektuelle Thätigkeit den äußeren Menschen ganz und gar. Er ist höchst sorglos in seinem Anzuge. Seine Kleider haben einen schlechten Schnitt und sind ohne Rücksicht auf Mode und Harmonie der Farben gewählt. Die Beinkleider haben keine Sprungriemen und reichen gewöhnlich nur bis zur Hälfte der Schäfte. Das struppige und üppige Haar bedeckt ein Hut, der weder vermöge seiner Form, noch seines Glanzes unter den fashionablen mitzählt. Diese Verachtung der Aeußerlichkeiten giebt Sheil ein nachlässiges Aussehen, und obgleich sein Anzug immer sauber ist, so hat er doch den Anschein eines Kopfhängers. Man könnte ihn für einen Bücherwurm halten, der eben von seinem Schreibtisch aufgesprungen und auf die Straße gerannt ist, um frische Luft zu schöpfen. Es liegt in dieser Nachlässigkeit durchaus keine Affectation, und wer Sheil sieht, den hält der unbewußt stolze und doch von aller Anmaßung freie Blick desselben fern von dem Gedanken, es stehe ein eifriger, närrischer Mann vor ihm; im Gegentheil macht Sheil's Erscheinung den Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit.

So war Sheil, als er seine erste Rede im Hause der Gemeinen hielt, und so ist er geblieben, außer daß dreizehn Jahre politischer Thätigkeit ihre Spuren in seinen Zügen zurückgelassen haben, so wie sie auf der anderen Seite die Eigenthümlichkeiten seines Geistes schärfer ausprägten. Er erwarb sich seine Stellung nicht allmählig. Die Praxis hatte ihn bereits in Irland zum Parlaments-Redner gebildet, und sein bildsamer Geist war bald mit den formellen Eigenthümlichkeiten bekannt, die der neue Wirkungskreis verlangte. Es ist keine leichte Aufgabe, die Art und Weise seiner Reden und die Wirkung derselben auf die Zuhörer treffend zu schildern. Er gleicht keinem anderen Redner des Parlaments; Gedanken, Styl, Vortrag, Alles ist anders als gewöhnlich, und doch so vollkommen. Er steht völlig allein unter den öffentlichen Sprechern des Tages. Der Ungeheuer Lord Stanley's ist Milde gegen den draufenden Strom der Reden Sheil's, die Declamation Macaulay's Prosa gegen Sheil's Fülle von glücklichen Bildern. Alle Schätze der Sprache stehen ihm zu Gebote, er spricht äußerst rasch, und doch ist er sparsam im Gebrauch der Worte. Denn alle seine Worte sind Gedanken, sie kommen schnell und leuchtend wie die Blitze und blenden und betäuben auch. Eine Batterie, die hundert Schäfte hinter einander löst, ist nicht plötzlicher, unermüdlicher und sicherer. Am glänzendsten ist Sheil, wenn er an den Schluß einer vorangegangenen Rede anknüpft oder die Gelegenheit benützt, in die oberschwebende Verhandlung eine Expectoration fremden Inhalts einzuschleiben. Der merkwürdigste Fall dieser Art mag 1837 vorgekommen seyn nach Lord Lyndhurst's mißverständlicher Rede, in der derselbe die Irländer Fremde genannt haben sollte. Der edle Lord, der, beiläufig gesagt, ein großer Bewunderer Sheil's ist, war gerade im Hause der Gemeinen gegenwärtig, als der Redner also losbrach:

„Wo war Herzog Arthur von Wellington, als diese Worte ausgesprochen wurden? Mich dünkt, er würde sich erheben und gegen dieselben protestirt haben. Er mußte sich erinnern, daß von der ersten Waffenthat, in der er sein militärisches Genie entfaltet, bis zu der letzten, die seinen Namen unvergänglich gemacht hat, von Assaye bis Waterloo, die irländischen Soldaten, von denen eure Heere voll waren, unermüdlich für euren Ruhm gekämpft haben. Wessen waren die riehigen Arme, die bei Vimiera eure Bajonnette in die Phalangen senkten, die bis dahin in keiner Schlacht gewichen waren? Wer waren die Tapferen, die die Wälle von Badajoz erklimmen und die Gräben mit ihren Leichen füllten? All diese Siege mußten vor des Herzogs Geiste schweben, Vimiera, Badajoz, Salamanca, Albuera, Toulouse und der letzte von allen, der größte. — Ich frage euch, Sir Henry Partridge, denn ihr waret dabei, ihr seyd ein tapferer Soldat und traget ein großmüthiges Herz in einer unerschrockenen Brust, sagt mir, ob an jenem Tage, als die Geschicke der Völker auf der Waage schwanken, als die Geschicke der Franzosen, mit der grausamsten Genauigkeit gerichtet, den Tod in eure Reihen schleuderten, als ihre Legionen, durch die Stimme ihres mächtigen Führers angefeuert, durch sein Beispiel begeistert, wieder und wieder in den Kampf stürzten, ob da, wo einen Augenblick schwanken Alles verlieren hieß, „die Fremden“ einen Augenblick gewichen sind? Und als endlich der entscheidende Moment gekommen war, als der Muth, der klüglich so lange gehemmt worden, endlich losbrechen durfte und der große General die gewöhnlichen, aber ewigen Worte sprach: „Auf, Jüngens, jetzt zu ihnen!“ ob da das katholische Irland sich mit weniger Heldennuth auf den Feind stürzte, als die Eingeborenen eurer eigenen ruhmreichen Insel. Das Blut Englands, Schottlands und Irlands floß in demselben Ströme, und als der Morgen graute, lagen ihre Todten neben einander. Ihre Leichen wurden in dieselbe Grube gelegt, und aus ihrem gemeinsamen Staube treiben Gräser und Sträucher, und vom Himmel fällt der Thau auf die Vereinten im Grabe. Wir theilten jede Gefahr, und den Ruhm sollten wir nicht theilen? Soll von uns gesagt werden, daß wir von dem edlen Lande, für dessen Rettung wir unser Leben wagten, zur Vergeltung als Fremde verstoßen wurden?“

Der Eindruck dieser Rede war durchdringend. Die Leidenschaftlichkeit, die herrliche Betonung und die ausgezeichnete Action, mit welcher sie gesprochen wurde, machten sie zu einer sehr wirksamen theatralischen Declamation.

Doch die Effekte sind nicht der alleinige Maßstab für den wahren Werth eines Redners. Sheil hat sie errungen und dabei manche Forderung nicht befriedigt. Während ihr ihm zuhört, werdet ihr fortgerissen und merkt nicht, daß eigentlich aller gründliche Beweis fehlt, und daß der Redner nicht selten einer Sagwendung oder dem Sylbenfalle selbst die Wahrheit opfert. Doch

dies ist der angeborene Fehler der ganzen Kunst, und Sheil macht nur keine Ausnahme.

Sein parlamentarisches Leben war ziemlich einfach und liefert seinem Biographen wenig Stoff. Während der letzten Jahre war er ein reguläres Mitglied der Whig-Partei. Er hielt es für besser, die constitutionelle Opposition zu wählen, als, wie O'Connell, den Kampfplatz aus dem Parlament auf die Straße zu verlegen. Sheil mag lieber die Verschmelzung der Iren und Engländer zu einem Volke, als kleinliche exklusive Nationalität. Seine Politik war die der Whigs mit etwas radikaler und katholischer Färbung. Die Whigs machten ihn, zur Anerkennung seiner ihnen im Hause geleisteten Dienste, zum Kommissar des Greenwich-Hospitals und, als er diese Stelle niederlegte, zum Präsidenten des Handelsgerichts und zum Judge-Advocate-General. Dieser Aemter aber wurde er entsetzt, als seine Partei das Regiment niederlegte.

### Mannigfaltiges.

— Kinder der Arbeiterinnen in Paris. Eine Bewahranstalt für Kinder des ersten Lebensalters wird jetzt in einem Bezirke der Stadt Paris gegründet, und zwar wird dies die erste Anstalt dieser Art seyn, die es überhaupt in Frankreich giebt, wo bekanntlich die zahlreichen Findelhäuser nur zu häufig dazu Anlaß geben, daß Kinder ihren Müttern gänzlich entfremdet werden und nachmals völlig verlassen in der Welt dastehen. Die neue Bewahranstalt, welche den Namen Wohlthätigkeits-Krippe (*Crèche de Charité*) führen wird, soll dazu dienen, die Mütter, die sich mit ihren Kindern nicht beschäftigen können, weil sie täglich auf Arbeit gehen müssen, doch mit diesen in Verbindung zu erhalten. In dem von Seiten der Begründer erlassenen Ausruf heißt es unter Anderem: „Die arme Mutter, die außerhalb ihrer Wohnung zu arbeiten hat, übergiebt ihr Kind gewöhnlich einer Wartetrau, die eben so arm ist wie sie und von dem mäßigen Verdienst der Ersteren, das sich höchstens auf 1½ Fr. (12 Sgr.) beläuft, täglich 70 Cent. (5½ Sgr.) vorweg nimmt. Wenn sie zwei Kinder hat und also ihr Verdienst nicht mehr dazu hinreicht, die Kleinen in Pflege zu geben, sieht sie sich genöthigt, diese allen den Gefahren zu überlassen, von denen Kinder in so zartem Alter bedroht sind. Sie leiden, sie schreien in der verschlossenen Kammer, während die Mutter fern von ihnen arbeitet. Darum erzeugt die ärmere Klasse so viele Krüppel und Verworfene, und darum wird auch die Zahl der Findlinge täglich größer. . . . Es ist nunmehr zu Chailot, in dem unglücklichsten Theil des ersten Bezirks von Paris, eine „Krippe“ für arme Kinder gegründet worden, wo in einem bescheidenen, aber reinlichen und gesunden Lokale die Mutter ihr Kind des Morgens abgiebt; Mittags kommt sie wieder, um es zu säugen, und Abends nimmt sie es jedesmal mit nach Hause. Wiegenmädchen, deren Sittlichkeit außer Zweifel steht, übernehmen die Wartung der Kinder unter Leitung barmherziger Schwestern und unter der Aufsicht von Ehrenmüttern. Ein Arzt besucht täglich die Anstalt, die im Winter stets in angemessener Temperatur erhalten wird. Es werden nur solche Kinder angenommen, deren Mütter arm sind, außer dem Hause arbeiten, sich gut aufführen und sich nach dem Reglement der Anstalt richten. Die Mutter zahlt den Wiegenmädchen täglich 20 Cent. (1½ Sgr.). Diese Abgabe, in Verbindung 1) mit der Nothwendigkeit, das Kind zu säugen, oder, wenn es entwöhnt ist, für seinen Esford zu sorgen, 2) mit der Verpflichtung, es während der Nacht zu beaufsichtigen, erhält das Verhältniß zwischen Mutter und Kind unverleßt, so daß das Kind nicht später zu seiner Mutter sagen kann: „Du hast Nichts für mich gethan.“

— Berliner Wige in England. Ueber Glasbrenner's „Berlin wie es ist — und trinkt“ hat sich im Londoner Athenaeum ein kleiner Federkrieg erhoben. Ein englischer Kritiker hatte nämlich das Büchlein, das er gewiß nur halb verstanden, durchaus nicht witzig finden können, und äußerte sein Erstaunen darüber, daß dasselbe in Deutschland in so vielen Auflagen und mit so zahlreichen Fortsetzungen gedruckt werde. Ein Deutscher, Herr C. Friedrich Geßenberger, hat diesen Mangel an Verständnis und Wohlgefallen dem Engländer übel genommen und einen etwas verben Brief an das Athenaeum geschrieben, worin er unter Anderem behauptet, der Kritiker habe nicht einmal den Titel des deutschen Buches verstanden, indem dieser nicht laute: Berlin as it is — and drinks, sondern Berlin as it eats — and drinks. Da ist Herr Geßenberger freilich in seinem patriotischen Eifer etwas zu weit gegangen, denn der Titel des Glasbrennerschen Büchleins läßt sich mit seinem Wortspiel gar nicht übersetzen, aber wenn er schon einmal richtig ins Englische übersetzt werden sollte, mußte es so geschehen, wie es der Kritiker im Athenaeum gethan. Dieser fordert übrigens den Herrn Geßenberger auf, die ganze Glasbrennersche Schrift zu übersetzen und die Kritik dadurch zu widerlegen.

— Neues Weihnachtsgeschenk von Dickens. Wie im vorigen Jahre mit seinem Weihnachtssied (*A Christmas-carol*), so will Herr Charles Dickens auch im gegenwärtigen das englische Publikum mit einem literarischen Weihnachtsgeschenk erfreuen. Die vorjährige Schrift hat im Laufe des Jahres bereits zehn Auflagen erlebt; die diesjährige heißt: „Das Glockenspiel (*The Chimes*), eine Kobold-Geschichte von einigen Glocken, die ein altes Jahr aus- und ein neues Jahr einläuten.“ Auf den englischen Ankündigungen dieser Schrift ist jeder einzelne Buchstab des Titels auf einer von einem Kobold geläuteten Glocke gezeichnet. Ob dies die erste Frucht von des Verfassers Reise nach Italien sey, wird uns nicht gesagt.